

(Nachdruck verboten.)

47)

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

O, wie heiß brannte noch die Schmach: diese scheußlichen Menschen in ihrem Heim die alles, was ihr teuer war, alles was sie schamhaft verbarg, entweihten, sogar das Bett durchwühlten und in dem so trauten Stübchen einen so widerlichen Geruch hinterließen, daß sie nach ihrem Weggang das Fenster weit öffnen mußte!

Aber an jenem Tage stand der jungen Frau ein anderer, noch tieferer Kummer bevor. Es war ihr der Gedanke gekommen, sogleich zu ihren Eltern zu eilen, um bei ihnen die Summe zu entlehnen. So brauchte sie ihren Mann, wenn er abends heimkam, nicht zur Verzweiflung zu bringen, sondern reizte ihn vielmehr zum Lachen, wenn sie ihm den Austritt des Vormittags erzählte. Schon sah sie sich mitten in der Schilderung der großen Schlacht, des grimmigen Sturms gegen ihren Haushalt und ihres Geldemutts beim Abweisen des Angriffs. Ihr Herz schlug sehr stark, als sie das kleine Hotel der Rue Legendre betrat. — dieses wohlhabige Haus, worin sie aufgewachsen war und wo sie jetzt nur fremde Leute zu finden vermeinte, so verändert, so eifrig kalt wehte die neue Luft sie an. Da die Eltern im Begriff waren, sich zum Essen niederzusetzen, hatte sie ihre Einladung angenommen, um sie besser zu stimmen.

Während der Mahlzeit hatte sich die Unterhaltung auf die Hausse der Univerfelle-Aktien beschränkt, deren Kurs gestern wieder um zwanzig Frank hinaufgegangen war. Zu ihrem Erstaunen fand sie ihre Mutter noch leidenschaftlicher und gieriger als den Vater, sie, die anfangs beim bloßen Gedanken an Spekulation zitterte. Jetzt zankte sie ihn mit der Heftigkeit der belehrten Frau wegen seiner Schüchternheit und zeigte sich besonders auf die großen Zufallschläge erpicht. Sofort nach der Suppe war sie in Born geraten, weil der Vater davon sprach, ihre fünfundsechzig Aktien zu dem unverhofften Kurs von zweitausendfünfhundertundzwanzig zu verkaufen, was ihnen das hübsche Stümchen von hundertneunundachtzigtausend Frank abgeworfen hätte, also hunderttausend Frank mehr als der Ankauf. Wie konnte man verkaufen, wenn die „Cote financière“ den Kurs von dreitausend versprach? Wurde der Mann verrückt? Die „Cote financière“ war ja bekannt für ihre althergebrachte Redlichkeit, er selbst sagte oft genug, mit dieser Zeitung könne man sich ruhig aufs Ohr legen. Nein! ganz und gar nicht! sie wollte nicht zugeben, daß er verkaufte! Lieber würde sie das Haus verkaufen, um noch mehr anschaffen zu können! Schweigend sann Marcelle, deren Herz beim Hören dieser leidenschaftlich hin und her geworfenen Zahlen sich zusammenschürte, wie sie das Wagnis beginnen sollte, in diesem vom Spiel überschwemmten Hause fünfhundert Frank zu borgen, in welchem die Flut der Börsenblätter langsam vor ihren Augen gestiegen war, bis sie mit den berückenden Wogen ihrer Reklame alle Räume anfüllten. Endlich rückte sie beim Nachtisch mit der Sprache heraus: sie müßten fünfhundert Frank haben, man wollte ihre Möbel pfänden, in dieser Not könnten die Eltern sie nicht im Stiche lassen. Der Vater hatte sogleich den Kopf gesenkt und mit verlegenen Blicken zur Mutter hinübergeschaut. Aber schon rief diese mit harter Stimme: Nein! Fünfhundert Frank! Wo sollten sie dieses Geld denn hernehmen? Alle ihre Kapitalien steckten in Börsengeschäften. Dann kamen die alten Schimpfereien wieder auf: wenn man einen Hungerleider, einen Büchermacher geheiratet hat, so muß man auch die Folgen seiner Thorheit auf sich nehmen und darf nicht danach trachten, den Seinigen wieder zur Last zu fallen. Nein! Keinen Sou wollte sie für Faulenzer hergeben, die bei ihrer erheuchelten Verachtung des Geldes nur darauf ausgehen, das Geld anderer durchzubringen! Die Alte hatte ihre Tochter mit leeren Händen fortgehen lassen und diese sich blutenden Herzens entfernt, weil sie die einst so verständige und gutmütige Mutter nicht mehr erkannte.

Auf der Straße war Marcelle wie eine Traumwandlerin von dannen geschritten; sie blickte auf den Boden, ob sie nicht Geld fände. Da kam ihr der plötzliche Einfall, sich an Nikel Thave zu wenden; sofort war sie an der verschwiegenen

Barterwohnung der Rue Nolle erschienen, um ihn vor der Börse sicher zu treffen. Leises Geflüster und verhaltenes Lachen wurde hinter der verschlossenen Thüre gehört; als diese aber sich öffnete, war der Hauptmann allein und rauchte seine Pfeife. Sobald er das Anliegen Marcelles vernahm, geriet er in gelinde Verzweiflung und wüthete gegen sich selbst: nie habe er hundert Frank da liegen, Tag für Tag verjuble er seine kleinen Börsengewinne. Kaum hatte er dann die Weigerung des Ehepaars Maugendre vernommen, so hatte er losgedonnert. Auch ein sauberes Gesindel, mit dem er übrigens nicht mehr zusammenkomme, seitdem beide durch das Steigen ihrer paar Aktien den Kopf verloren hätten. Hatte ihn nicht seine eigne Schwester vergangene Woche Piennigfuchser geschimpft, um sein vorsichtiges Spiel lächerlich zu machen, weil er ihr den freundschaftlichen Rat gab, zu verkaufen? Mit dieser würde er auch kein Mitleid haben, wenn sie einmal den Hals bräche!

Wiederum stand Marcelle mit leeren Händen auf der Straße und mußte sich entschließen, auf das Zeitungsbureau zu gehen, um ihren Mann von den Vorgängen des Morgens zu benachrichtigen; denn Busch mußte durchaus bezahlt sein. Jordan, dessen Werk noch von keinem Verleger angenommen war, begab sich sofort durch das kotige Paris dieses Regentages auf die Jagd nach Geld, ohne zu wissen, wo er anknöpfen sollte, ob bei Freunden oder bei Zeitungen, für die er nur ganz gelegentlich schrieb. Obwohl er seine Frau dringend gebeten hatte, heimzugehen, zog diese aus lauter Angst vor, dazubleiben und ihn auf dieser Postbank zu erwarten.

Dejoie brachte eine Zeitung, als er Frau Jordan nach dem Weggange seiner Tochter einsam dafiben sah.

„Wenn Madame einstweilen lesen will, um sich zu gedulden?“

Sie schüttelte aber verneinend den Kopf. Bei Saccards Eintritt hielt sie sich ganz tapfer und erzählte fröhlich, sie habe ihren Mann in die Nähe auf einen langweiligen Geschäftsgang geschickt, dessen sie sich entledigen wollte. Saccard, der gegen den jungen Haushalt freundlich gesinnt war, wollte sie durchaus in sein Zimmer treten lassen, damit sie bequemer warten könnte. Sie dankte aber, sie sähe ja gut hier. Er redete nicht weiter zu, da er plötzlich zu seiner Verwunderung die Baronin Sandorff vor sich stehen sah, die gerade aus Zantrous Zimmer herauskam. Beide lächelten mit verbindlichem Einverständnis einander zu, wie Leute, die sich bloß grüßen, um ihre Beziehungen nicht zu verraten.

Drinne hatte Zantrou der Baronin erklärt, er wage nicht mehr, ihr einen Rat zu geben. Angesichts der Widerstandskraft der Univerfelle gegen die wachsenden Anstrengungen der Kontertermine wuchs seine Ratlosigkeit. Ohne Zweifel würde Gundermann siegen, aber Saccard könnte sich noch lange halten, und vielleicht war noch mit ihm schwer Geld zu gewinnen. Er hatte ihr geraten, abzuwarten und es mit keinem zu verderben. Das beste wäre ja, durch Liebenswürdigkeit die Geheimnisse des einen stets herauszuloden und entweder für sich zu behalten und anzunehmen, oder auch, je nach der Sachlage, an den andern zu verkaufen.

Alles dies war keine schwarze Verschwörung, sondern von Zantrou wie ein Scherz ins Werk gesetzt, während sie lachend versprach, ihn als Teilhaber anzunehmen.

„Jetzt steck sie also immerwährend bei Ihnen? Jetzt sind Sie an der Reihe?“ fragte Saccard mit seiner gewohnten Roheit, nachdem er in Zantrous Zimmer getreten war.

Dieser heuchelte Verwunderung.

„Wer denn? . . . Ja so! Die Baronin? . . . Aber, bester Meister, sie vergöttert Sie ja, eben erst sagte sie es hier.“

Mit der Handbewegung eines Mannes, der sich nicht betriegen läßt, winkte der alte Korjar ab.

„Sie brauchen sich nicht zu wehren, mein Dieber; wenn einmal eine Frau spielt, so würde sie sich dem Eckensteher hingeben, der ihr eine Order besorgt.“

Zantrou war durch diese Worte tief verlezt; er lachte aber ohne weiteres und bestand darauf, den Grund für die Anwesenheit der Baronin zu erklären, die angeblich einer Reklame-Angelegenheit halber gekommen wäre.

Uebrigens hatte Saccard schon diese seiner Ansicht nach belanglose Weibergeschichte achselzuckend beiseite geworfen. Er

Schritt im Zimmer auf und ab, pflanzte sich vor dem Fenster auf, um in das eintönige Grau des herabströmenden Regens zu blicken, und machte seiner nervösen Freude Lust. Ja, gestern war die Univerfelle schon wieder zwanzig Frank gestiegen! Wie kam es aber, Teufel auch! daß die Verkäufer nicht nachließen? Die Hausse wäre nämlich bis auf dreißig Frank gekommen, wäre nicht schon in der ersten Stunde ein ganzer Stoß Titres auf den Markt geworfen worden. Er wußte ja nicht, daß Frau Karoline abermals tausend Aktien verkauft hatte, um selbst gegen die unvernünftige Hausse anzukämpfen, wie es ihr Bruder vor seiner Abreise angeordnet hatte. Sicherlich konnte Saccard dem wachsenden Erfolge gegenüber nicht klagen, und doch fühlte er sich heute von einer aus Bohn und unbefinnlicher Furcht gemischten Angst beunruhigt. Die schmutzigen Juden hätten seinen Untergang geschworen, rief er, und dieser schurkische Sundermann sei an die Spitze der Kontermine getreten, um ihn an die Wand zu drücken. An der Börse hatte man es ihm bestimmt versichert, und von einer Summe von dreihundert Millionen gesprochen, die das Konsortium zur Unterhaltung der Baïsse verwenden wollte. O, diese Banditen!

Was er aber nicht laut wiederholte, waren die von Tag zu Tag mit größerer Bestimmtheit auftretenden andren Gerüchte, welche die Festigkeit der Univerfelle anzweifeln und bereits Thatfachen vorbrachten, Anzeichen von bevorstehenden Schwierigkeiten, ohne allerdings bis jetzt das blinde Vertrauen des Publikums irgendwie erschüttert zu haben.

Die Thüre that sich in diesem Augenblick auf und Suret kam mit seiner unbefangenen Miene herein.

„So, Sie sind's, Judas?“ rief ihm Saccard entgegen.

Sobald Suret erfahren hatte, daß Rougon seinen Bruder endgültig aufgeben wollte, war er wieder auf seiten des Ministers getreten; denn seine Ueberzeugung stand fest, daß die Katastrophe unansbleiblich sei, sobald Saccard Rougon gegen sich hätte. Um abermals in Gnaden aufgenommen zu werden, war Suret wiederum des großen Mannes Lakai geworden: er besorgte seine Ausgänge und setzte sich in diesem Dienst den Schimpfworten und Fußtritten des Ministers willig aus.

„Judas?“ wiederholte er mit dem schlaun Lächeln, welches bisweilen sein breites Bauerngesicht erleuchtete. „Jedenfalls ein sehr biederer Judas, der jetzt gekommen ist, dem von ihm verrathenen Herrn einen uneigennütigen Rat zu geben.“

Als wollte er nichts hören, rief ihm Saccard aber laut triumphierend entgegen:

„Se? Gestern zweitausendfünfhundertundzwanzig, heute zweitausendfünfhundertundfünfundzwanzig!“

„Ich weiß schon, ich habe ja vorher verkauft.“

Jetzt brach der unter dem Scherz verhaltene Bohn Saccards los:

„Wie? Sie haben verkauft? . . . So ist's recht, die Sache liegt vollständig klar: Sie lassen mich um Rougons willen fahren und schlagen sich zu Sundermann.“

Verblüfft schaute ihn der Abgeordnete an.

„Zu Sundermann? Warum denn? Ich schlage mich zu meinen eignen Interessen, ganz einfach! Ich bin kein Waghals, das wissen Sie ja. Nein, so stark ist mein Magen nicht, ich verkaufe lieber, sobald ein netter Gewinn vorhanden ist. Daher kommt's vielleicht, daß ich noch nie verloren habe.“

Er lächelte von neuem, ein kluger und besonnener Normanne, der ohne Fieberhaft seine Ernte einheimst.

„Ein Mitglied des Aufsichtsrats der Gesellschaft!“ fuhr Saccard hastig fort. „Wer soll denn jetzt Vertrauen haben? Was soll man denken, wenn man Sie mitten in der Aufwärtsbewegung verkaufen sieht? Bei Gott, ich wundere mich jetzt nicht mehr, wenn man behauptet, daß unser Gedeihen nur künstlich ist und der Tag des Zusammenpurzelns naht. . . Die Herren verkaufen, — auf, verkaufen wir alle auch! Die Banik ist da!“

Wortlos zuckte Suret die Achseln. Eigentlich ließ ihn alles kalt, sein Geschäft war gemacht. Seine einzige Sorge war jetzt die, wie er möglichst anständig und ohne selbst allzu sehr darunter zu leiden, Rougons Auftrag ausrichten könnte.

„Ich sagte Ihnen also, mein Lieber, ich sei gekommen, um Ihnen einen uneigennütigen Rat zu geben. . . Hier haben Sie ihn: seien Sie vernünftig, Ihr Bruder ist wütend und will Sie ohne weiteres im Stich lassen, wenn Sie überwunden werden.“

Saccard hielt seinen Bohn noch im Zaum und sagte:

„Schickt er Sie mit diesem Auftrag zu mir?“

Nach kurzem Besinnen hielt der Abgeordnete ein offenes Geständnis für das Geratenste:

„Nun ja, er schickt mich. . . O, glauben Sie ja nicht, daß die Angriffe der „Espérance“ zu seiner Erbitterung etwas beigetragen haben. Er steht hoch über solchen Wunden des Selbstgefühls. . . Nein! Aber bedenken Sie eigentlich, wie sehr der katholische Feldzug Ihres Blattes seine jetzige Politik hemmen muß. Seit den unglückseligen Verwickelungen in Rom sitzt ihm die ganze Geistlichkeit auf dem Nacken; er hat schon wieder einen Bischof wegen Amtsmißbrauchs bestrafen lassen müssen. . . Und zu Ihrem Angriff wählen Sie gerade den Augenblick, da er große Mühe hat, sich von der aus den Reformen vom 19. Januar hervorgegangenen liberalen Strömung nicht überfluten zu lassen; er hat, wie man sich sagt, nur zu dem Zweck in ihre Durchführung gewilligt, um sie vorsichtig einzudämmen. . . Hören Sie doch, Sie sind sein Bruder. Glauben Sie denn, daß ihm das Freude macht?“

„In der That,“ erwiderte Saccard, „das ist recht garstig von mir. . . Da regiert mein armer Bruder in seinem rasenden Verlangen, Minister zu bleiben, im Namen der gestern noch von ihm bekämpften Grundsätze, und nun giebt er mir die Schuld, weil er nicht mehr weiß, wie er zwischen der Rechten, die über seinen Verrat gróßt, und der nach Macht dürstenden Mittelpartei das Gleichgewicht halten soll. . . Gestern erst schlenderte er zur Beruhigung der Katholiken sein bezeichnendes „Niemals!“ in den Saal und schwur, niemals würde Frankreich zugeben, daß Italien dem Papst Rom wegnehme. Heute möchte er in seiner Angst vor den Liberalen auch diesen ein Pfand geben und denkt nun allergnädigst daran, mich ihnen als Schlachtopfer vorzuwerfen. . . Neulich hat ihn Emile Olivier in der Kammer derb geschüttelt.“

(Fortsetzung folgt)

## Mai.

Die Zeiten starben und die Menschengeschlechter verkamen, und sie wurden des Mai nicht gewahr. Ueber die Welt rannten sich Pfirsichblüten, im Winde raunte die Sehnsucht und die Verheißung unendlicher Wunder und die Vögel wurden nicht müde, im Mairegen unter der mild leuchtenden Sonne die Maibotschaft immer aufs neue zu künden.

Die Menschen aber hatten besseres zu thun als zu hören, zu fühlen und sich zu freuen. Nur bisweilen, wenn sich heiße Jungs zu einander fand, wurde der Mai lieblich in die Kammer geladen. Auch ein paar Poeten vernahmen den seligen Klang und setzten ihn in irdische Reisen. Sonst aber trieb man allerlei weisere Hantierung. Man liebte es die Fenster zu vermauern, so wie sie es heute machen, wenn sie alte Escalöser, die von Höfen bliden, in Zuchthäuser verwandeln: Vor allem den Ausguck sperren, mit Mauersteinen verammeln und Eisenstäbe vorlegen, damit der Mai nicht einbricht und der Häftling lachend ins Freie entführt wird.

Freiwig bauten sie am Hungertum der Menschheit. Hundert Klaster wuchs er unter die Erde. Ein paar Wächter saßen draußen und späten grimmig, die andren waren drinnen eingesperrt. Dort siebten sie im Hungertwahnstium, verstimmelten einander mit eignen Händen, rissen die Herzen aus den Leibern und stülten die tolle Bier mit der ellen Nahrung. Sie schrien und weinten und tobten und zertrimmerten die gemarterten Schädel an den Mauern. In den Zudungen ihrer Dual vollzog sich der Kreislauf ihres Lebens. Sie wußten nichts vom Mai, den sie niemals sahen. Die Erde trieb umsonst ihre Blüten. Das nannten sie: Segen der Arbeit!

Oder sie zogen Striche über die Erde. Und der Strich besaß unheimliche Gewalt. Links wurden die Menschen ganz anders wie rechts. Sie sprachen anders und man sagte ihnen auch, daß sie ganz verschieden fühlen müßten. Von Zeit zu Zeit drängten sie wie besessen über den Teufelsstrich und mordeten sich. Die Erde blutete und die Felder waren mit Menschenfegen besäet. Und der Mai entfloß, weinend. Das nannten sie: Liebe zum Vaterland!

Oder sie trieben grausame Gedankenjagd. Wo der Mai in einem rüstigen Hirn flügelweites, kühnes Denken entfesseln ließ, da tamen die Häscher und erstachen mit glühenden Nadeln das fröhliche, freie Sinnen und Gestalten. Dann legten sie die Hirne an feste, wund reibende Ketten, bis sie siech und müde wurden und gar nicht mehr dachten. Das nannten sie: Das Bekenntnis zu ewiger, göttlicher Wahrheit.

Das schlimmste aber war doch, daß sie den Mai so schmutzig verleumdeten. Das sei Sünde und Frevel, frech zu blühen, in Farben und Düften sinnlich zu schwelgen. Wie schlimm diese niedrige Fleischelust, daß sie begehren, wie die Bienen um rote Blüten zu summen! Steinigt das Lachen, lastet die Sonne und schleppt den Mai zum Galgen. Schönheit und Freude ist Satans- trag. Erst wenn der Leib moderet, darf er in ewigen Mai blühtig schwärmen. Insbesondere wenn Ihr arm seid und tief geboren, dann ziemt es Euch, in härenem Gewande Freude, Kraft und Schönheit zu dörrn. So erst werdet Ihr würdig ewiger Glückseligkeit, wenn Ihr das Maiklaster in Euch abgetöret, das überdies nur in der Arbeit

hört und den giftigen Reiz schürt wider die, welche besitzen und schmazogen. Das nannten sie: Frömmigkeit.

Die Zeiten starben und die Menschengeschlechter verlamen, und das Reich des Mai war verloren. Von allen Landarten war es gestrichen. Man erzählte von ihm wie von einem Gespensterland, das sündige und thörichte Einbildung geschaffen.

Trotzdem grünten in jedem Jahre wieder die Wiesen, die Kirschbäume schneiten, und die Anseln feierten Hochzeit. In solchen Nächten zwischen harten, peitschenden Stürmen und weichem, leisem, schwer und fremd duftenden Frühlingswehen da gingen wohl seltsam leuchtende Sterne auf, die wirkten, als wollten sie neue Wege weisen ins verschüttete, vergessene Mairreich. Und Männer standen auf und rechneten und prüften und dachten, und bald war es ihnen klar: dort drüben, ganz in der Nähe, herrscht der Mai.

Da riefen sie laut, daß es wie ein Kampf um halte: Kommt, laßt uns eine Expedition rüsten, um den Mai zu entdecken. Der Ruf hallte und wuchs im Hallen und wirkte wachend.

Freilich, das Mairreich ist kein Sclaffenland, und nicht durch einen Kugenberg fröhnt man sich hindurch ins Land der faul schleimenden Vögel.

Ein wildes Felsgemäuer versperrt es und einen tiefen, langen Tunnel gilt es durch das Gestein zu schlagen. Aber was kümmert uns die Mühsal, wissen wir doch, daß mit dem letzten Hammerschlag der Mai in unsre Finsternis stuten wird!

So arbeiten wir Tag für Tag unter der Erde, gebeugten Rücken und doch voll stolzer, starker Hoffnung. Der Hammer pocht unablässig. Rote Fadeln leuchten unsrer Arbeit. Das Krachen stürzenden Gesteins ist der Stundenschlag unsrer Erlösung.

In einem Tag alljährlich aber ruhen die Hämmer, die Rücken reden sich empor, die düsteren Augen werden hell und in den Seelen schwillt es empor. Die Felswand aber, die der Arbeit noch widerstand, wird durchsichtig wie ein Fenster. Es öffnet sich weit und nur ein feiner, geheimnisvoller Schleier scheint noch das Mai-Reich zu verhüllen. Volle Farben streut das Licht in diese unterirdische Welt und das Gestein scheint sich in ein blühendes Gefilde zu wandeln. Herrlich leicht wird es allen müden Armen, in den Furchen der Gesichter glimmt eine lächne Heiterkeit und alle Häupter sind golden umleuchtet. Tanzfreude erfüllt die Männer und Frauen, die Burschen und Mädchen, die Kinder haschen sich und lachen und singen das alte Kinderlied vom Mai, der gekommen.

Plötzlich aber dringt ein gewaltiger Chor, vielhunderttausendstimmig aus der Tiefe empor — eine Weise, die hämmert, ein Lied, das marschiert, ein Rhythmus, der Felsen sprengt.

Sie singen, daß die Arbeit, die welterbauende, nicht mehr durch den gemeinen Zwed gehindert werden soll, nur die Notdurft zu fättigen und die Blöße zu bedecken. Ein Reich des Mai graben und hämmern wir.

Nicht mehr lassen wir uns einkerkern auf einem engen Farbensfeld, der von unsern Peinigern uns als Vaterland angewiesen ist, während die andre Welt als „Feind“ geschmäht und versperrt wird. Der Völkermai weitet sich uns als Vaterland; die neue Heimat hat keine Grenzen, ihre Fahne ist Freude, ihr Wappen Kraft und ihre Farbe ist Freiheit — Mairreich, Maiwatterland!

Und befreit schreitet auch der Gedante, wie ein rüstiger, wundererfüllter Maitwandler gen Sonnenaufgang. Die Wahrheit ist keine starre Tafel, kein alter ausgegrabener Ziegelstein mit fremden mythischen Schriftzeichen, die von verschütteten Kulturen reden. Die Maitwahrheit treibt und blüht und reißt ins Unendliche, in ewig junger Entfaltung sich neu formend, über Irctum und Dunkel hinaus, zu den Sternen empor.

Unsre Frömmigkeit aber klebt nicht an vermoderten Zeichen und Bildern, sie quillt, jeden neuen Morgen wiedergeboren, in der jauchzenden, innigen Andacht der Maitenschönheit, die nicht enden will:

So bröckelt der Fels, die Wand wird licht,  
Bald schlägt der letzte, zersprengende Schlag —  
Wir graben in Nacht, wir hämmern in Pein  
Das Mairreich. —

## Kleines feuilleton.

Jy. Die „Natur“ im Leben des Kindes. (Nachdruck verboten.)  
Es geht eine Bewegung durch die Welt, die dem Kinde das Verständnis für die Kunst zu vermitteln sucht und den Zwed hat, ein künftiges Geschlecht zu größerer Schönheits- und Lebensfreudigkeit zu erziehen. Wenn hier einer andern pädagogischen Bestrebung gedacht werden soll, so geschieht es nicht, um die erstere irgendwie dadurch hintanzusetzen, sondern namentlich darum, um eine Anregung zu geben, die sicherlich von großer Bedeutung ist und die darauf hinzielt, dem Menschen, dem Kinde vor allem die es umgebende Natur näher und vertrauter zu machen, als es bis heute der Fall ist. Die Natur ist schließlich noch das einzige, was jedem, wenigstens teilweise, zugänglich ist, und wenn auch der Naturgenuß nicht ohne weiteres zum menschlichen Innenleben gehört, so gehören doch die Erscheinungen aus dem Leben der Natur zu den Thatsachen, die jedem irgendwie und irgendwann entgegentreten.

Gerade auf diesen letzteren Umstand gründet sich nun ein Unternehmen, das ohne weiteres für sich spricht, nämlich die Einrichtung von Kinderzimmern in den Naturalienkabinetten. Mit dem guten Beispiel ging die Smithsonian Institution in Washington voran, wie

ja überhaupt Amerika in Bezug auf wirksame pädagogische Reformen uns weit überflügelt hat. Die Einrichtung dieser Zimmer wurde denn auch erst mehrere Jahre, nachdem die Anregung dazu gegeben worden, wirklich ausgeführt, und zwar unter der Leitung von Herrn Langsley, einer in amerikanischen Schulkreisen sehr bekannten Persönlichkeit, und unter erster Mitarbeit der Professoren des Instituts.

Herr Langsley ging nämlich von der Erfahrungstatsache aus, daß die großen Museen für das Kind durchweg nutzlos sind. Erstens wird es durch die Menge des Gebotenen verwirrt und kann sich nicht zum Begriff emporarbeiten, zweitens kann es Gegenstände auf höheren Niveaus überhaupt nicht sehen und drittens wird es durch die lateinischen Bezeichnungen verwirrt und abgeschreckt. Wirkliche Kenntnisse und wirkliches Interesse auch an scheinbar unbedeutenden Gegenständen sind aber schon oft der Ausgangspunkt für weittragende Studien geworden, da doch bekanntlich „der Ursprung aller Wissenschaft die Neugier ist“.

Es handelte sich nun zuerst darum, für das Kinderzimmer einen geeigneten Raum zu finden, in den Luft und Licht ungehemmt hineinstuten können, der auch gerade die richtige Größe hat, um gemächlich zu bleiben. Dann dürfen auch die Sammlungen nicht zu umfangreich werden und vor allem aus Gegenständen bestehen, die charakteristisch sind und doch geeignet, dem Kinde einfach Freude zu bereiten und es anzuregen.

Es wurde denn auch ein Zimmer zu ebener Erde gewählt, dessen Thüren nach dem Garten hinaus gehen. An den Fenstern rault wilder Wein empor, in dem auch allerlei Geier ein munteres Leben führt. Die Decke des Zimmers ist ebenfalls als Weinlaube gedacht, auf der Vögel und Insekten spielen und durch welche man den blauen Himmel sieht. Im Kinderzimmer selbst befindet sich eine Voliere mit Singvögeln aus allen Himmelsgegenden und unter derselben ein Aquarium, das so geschickt und sorgfältig angeordnet ist, daß sogar ganz kleine Kinder sich die Herrlichkeit von allen Seiten ansehen können. Diese Behälter für lebende Tiere in der Mitte des Raumes bilden naturgemäß auch den Mittelpunkt des kindlichen Interesses, von dem aus die Blide zu den ausgestopften Bindern an den Wänden wandern, zu dem sie zurückkehren, wenn sie wieder das Leben suchen.

Auch die ausgestopften Tiere sind in Sehhöhe für Kinder angeordnet, über den einzelnen Fächern hängen gute, bunte Bilder, die die ausgestopften Tiere in irgend einer charakteristischen Funktion darstellen. Da stehen neben einander der größte und der kleinste Raubbogel; meistens gefällt den Kindern der Adler am besten, oder auch die Eulen, die so geheimnisvoll aus ihren großen runden Augen schauen, oder dann die seltenen Vögel, über die das Kind so herzlich lacht. Da sind solche mit Fächern, mit Kronen, mit Schnurrbärten, Schürzen, Säbeln und was der lustigen Sonderbarkeiten mehr sind, die einen erscheinen den Kindern vertrauenerweckend, andre flößen ihnen Furcht oder Mitleid ein. Dann folgen die prachtvollen bunten Vögel, Kolibri, Paradiesvögel usw., da ist Jubel und Freude unter den Kleinen, und jedes sieht wieder etwas ganz, aber ganz besonders Schönes. Hierauf die gewöhnlichen Vögel Amerikas und Europas, alles alte Bekannte, die das Kind im Leben doch nicht so ordentlich zu Gesicht bekommt, von der ihm aber die Fabel und das Märchen erzählen. Und der Spaß, wenn die Reihe an die sonderbaren Reiser, an die mannigfach verschiedenen Eier kommt! Das Kind sieht den Unterschied in der Größe der Eier, fragt wohl auch nach dem Schicksal der ausschließenden Jungen und, wenn es größer geworden, nach den Gesetzen des Werdens überhaupt. Unter der lateinischen Bezeichnung ist immer groß und deutlich die vollständige Benennung angeführt und, wo es gerade paßt, auch ein Verschen, das man als bekannt voraussetzen kann oder eine Anspielung auf die Rolle, die das betreffende Tier in dem oder jenem Zusammenhange spielt. Größtes Interesse erweckt die Darstellung der Mimikri-Erscheinungen; in andern Gruppen teilen sich dann die Interessen, der Junge sieht sich vielleicht mit besonderem Interesse die Insektensammlung an, die kleinen Mädchen bewundern Muscheln und Korallen; ein besonders ernstes Kind betrachtet aufmerksam die Gegenstände aus vorfindflutlicher Zeit, freilich werden die Specialbetrachtungen hundertfach unterbrochen durch die freudigen Zurufe von Freunden und Kameraden, die wieder für ihr Specialgebiet Interesse fordern.

Verläßt das Kind den Raum, so trägt es eine Menge Eindrücke mit sich fort. Vielleicht hat es gar nichts Positives gelernt, vielleicht auch nur eine Stunde vergnügt zugebracht, sicher aber sich doch diese Zeit hindurch mit Dingen beschäftigt, die nie an Interesse verlieren können. Das Kind aber, das schon aus bewußtem Erkenntnisdrang das „Kinderzimmer“ aufgesucht, hat größeren Gewinn davon, als oft von den trockenen Lektionen der Schule. Im Verhältnis zu dem Segen, den diese Institution bringen kann, kommen die Kosten für dieselbe nicht in Betracht. —

— Bruteier. Viele denken gar nicht daran, daß die Grundlage zu einer erprießlichen Hühnerzucht schon bei der Auswahl der auszubrutenden Eier gelegt werden muß. Vor allem muß man Grund zur Annahme haben, daß das Ei befruchtet worden ist. Ein junger Hahn kann bei mittelgroßen Rassen 6—8 Hühner befruchten. Bei den großen und schweren Rassen etwas weniger. Bei einer derartigen Anzahl von Hühnern kann man mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Eier, die sie legen, befruchtet sind. Dann wähle man auch die Eier der zweijährigen Hennen, da die Eier von jungen Tieren meist kleiner sind und deshalb auch kleine Hühner liefern. Doch dürfen die Eier nicht abnorm groß sein, da die außergeröndlich großen Eier zwei Dotter enthalten und, wenn sie überhaupt brutfähig sind, Mißgeburten liefern. Ferner darf das Ei nicht zu alt

und muß unberührt sein. Ein Ei mit einem Sprunge zu benutzen, ist nicht zulässig. Das Ei darf auch nicht beschmutzt sein, soll es nicht das Auslaufen erschweren oder beim Brüten sich an das Gefieder anheben. Die Eier, welche als Bruteier bestimmt sind, dürfen nicht lange liegen, weil durch längeres Liegen das innere Eihäutchen zu fest wird und das Hühnchen zu viel Mühe hat, sich aus der Schale zu befreien. Die zum Brüten aufbewahrten Eier müssen an einen trockenen Ort kommen und man lege sie ganz so, wie sie im Neste zu liegen kommen. Wenn nun die Henne treu ihre Eier bebrütet und der kundige Züchter die auskriechenden Hühnchen sorgsam bis auf das Letzte an einen warmen Ort gebracht hat, so erhält die Guckhenne die ganze Schar wieder. Den ersten Tag müssen die Küchelhennen an einem warmen Orte untergebracht werden. Ist die Witterung des nächsten Tages sonnig und trocken, dann bringe man sie an die frische Luft. Den ersten Tag nehmen die Tierchen keine Nahrung zu sich. Am zweiten Tage stellt sich schon reger Appetit ein und man hat ihnen hartgekochte, zerfeinerte Eier darzureichen. Aber schon nach einigen Tagen kann man Brotkrumen und Hirseföörner zusehen. Späterhin kann man zur Fütterung von kleinen Weizenkörnern übergehen. Der Glücke gönne man auch in den ersten Tagen das Küchelfutter, da sie durch das Brutgeschäft meistens geschwächt und abgemagert ist. — („Leipz. Z.“)

k. **Opiumraucher in Frankreich.** Auf die Fortschritte, die die aus China gebrachte Gewohnheit des Opiumrauchens in Frankreich macht, lenkt der französische Marinearzt Dr. Brunet die Aufmerksamkeit. Seit etwa fünfzehn Jahren haben sich die Opium-Rauchzimmer in Toulon und Marseille ständig vermehrt. Die Beamten, Offiziere und Soldaten aus Indochina waren die ersten Kunden, andre sind aus Neugierde gefolgt, und jetzt halten fast alle Damen der Halbwelt ein Opium-Rauchzimmer. Der Opiumraucher ist wie der Korpshühner-Proselitenmacher. Er empfängt bei sich zu Hause, erleichtert die Zusammenkünfte und weist seine Bekannten gern ein. Er ist nicht nur glücklich, mit Leuten zusammenzukommen, die seinen Geschmack teilen, er ermutigt sie auch, sich dem Opiumgenuss hinzugeben, reizt die Bögen mit sich fort, zieht Unwissende an sich und macht Novizen. Es wird sogar berichtet, daß man auch in manchem anständigen Hause jetzt Opium „in der Familie“ raucht, und nach dem Mittagessen giebt die Dame des Hauses ihren Gästen das Zeichen, in das Rauchzimmer zu gehen, wo der Hausherr die Pfeifen vorbereitet. Dann rauchen Damen und Herren bis zur Morgenröte ihre Opiumpfeifen und trinten Thee dabei. Man ladet ein, abends zum Rauchen einiger Pfeifen zu kommen, wie man zu einer Tasse Thee einladet. Und die Frauen sind dabei ebenso eifrig wie die Männer. —

**Kunst.**

— hl. Die Große Berliner Kunstausstellung im Glaspalast am Lehrter Bahnhof hatte am Donnerstag die Vertreter der Presse zu einer Vorbesichtigung eingeladen. — In seiner Rede zur Eröffnung der Seceffion hatte Liebermann davon gesprochen, daß es als „vaterlandsloses“ Beginnen gebrandmarkt wurde, als durch sie die Werke der französischen Impressionisten in Deutschland eingeführt wären, und er hatte, um das siegreiche Vordringen des seceffionistischen Geistes zu kennzeichnen, die Prophezeiung hinzugefügt, daß auch die offizielle Kunstausstellung bald ihre Pforten den Manet und Monet eröffnen müßte. Heute kann Liebermann also sagen: Es ist erreicht! Sie sind da, die Manet, Sisley, Bissarro und Renoir, und zwar zum Teil mit wunderbaren Werken, die den Vergleich mit denen in der Seceffion wohl aushalten. Noch fehlt Manet, aber das ist jedenfalls mehr zufällig; denn selbst vor Cézanne ist man nicht zurückgeschreckt, von dem man hier ein sehr feines Bild sieht. Ein wenig zurückgedrängt hat man sie wohl, in einen kleinen, etwas versteckten Saal der rechten Seite; aber daß man sie kollektiv vorführt, ist doch die „Sensation“ der Ausstellung, die anzeigt, daß ein neuer Geist in ihre Leitung eingezogen ist. Davon zeugen auch die Veränderungen in den vorderen Sälen. Der „Ehrensaal“ ist freilich geblieben, und er hat seinen Charakter treu bewahrt; die ganze Umgebung ist jedoch kaum wiederzuerkennen. Die große erste Halle, die sonst Skulpturen enthielt, hat auf den rechten Seiten sehr viele Einbauten erfahren, in denen architektonische Entwürfe vorgeführt werden. Wie ihre Ausstattung wirkt, ist noch nicht zu sagen, da sie wie viele andre Räume nicht fertig war. Links von der Eingangshalle haben die Zeichnungen und Illustrationen Platz gefunden, unter denen die schönen Originale von Hoeppner (Ritus) wohl zum erstenmal in einer großen Ausstellung zu sehen sind. In den nächsten beiden Räumen dahinter sind die sechzehn Berliner Künstler vereinigt, die vor zwei Jahren aus der Seceffion auschieden; ihre Ausstellung macht im ganzen einen günstigen Eindruck. Als „Clou“ der Ausstellung soll jedenfalls die große Halle gelten, die nach dem Ehrensaal durch Zusammenfassung des dritten Mittelsaales mit den beiden großen Seitensälen geschaffen ist. Sie ist prunkvoll ausgestattet; wieder feiert hier der „seceffionistische“ Geist einen stillen Triumph, in der ganzen Art des Arrangements. Eine interessante Sammlung von amerikanischen Bildern füllt die linke Hälfte der Halle und den kleinen Saal hinter dieser. Rechts sieht man vor allem eine monumentale Schöpfung von Pavis de Chabannes, von dem außer dieser noch drei Werke zu sehen sind, und einige Bilder von Walter Crane. Fügt man hinzu, daß die rechten kleinen Neben-

säle außer den erwähnten Franzosen Bilder belgischer Meister enthalten, so ist der wesentliche Inhalt der drei ersten Saalreihen gekennzeichnet. Was dahinter kommt, das ist vom Uebel. Weiter ist der neue Geist aber auch mit keinem Schritt gedungen. Es ist dort das übliche Bild der bisherigen Ausstellungen, — lange Reihen von bemalter Leinwand und dazwischen hier und da ein Kunstwerk. Die letzteren herauszufinden, wird die Aufgabe genauerer Prüfung sein. Es scheint, daß man diesmal ein andres Princip verfolgt hat, als sonst: man hat eine gewisse Kunstart, die von dem Glaspalast nicht ferngehalten ist, rettungslos in den hinteren Sälen sich selber überlassen. Das ist grauam. Aber für den Besucher eine erfreuliche Erleichterung. Der letzte große Saal ist wieder den Skulpturen eingeräumt. Auch die Kleinkunst ist diesmal reichlicher vertreten. —

**Technisches.**

en. Die Ausnutzung des mächtigsten Wasserfalls der Erde, als welcher die großen Victoriafälle des Sambesi-Flusses in Afrika gelten, wird gegenwärtig geplant. Nach Ablauf weniger Wochen dürfte die große Transafrikanische Eisenbahn, die vom Kap bis Kairo führen soll, von Süden her die Fälle erreicht haben, und dann sollen die Vorarbeiten zur Schaffung einer gewaltigen elektrischen Anlage zur Verwertung der Wasserkraft vorgenommen werden. Das Krafthaus wird wahrscheinlich an der Biegung im zweiten Biazad der Kaskade zu liegen kommen und durch Stahlrohre vom Fall mit Wasser versehen werden. Der nutzbare Fall hat nach der Feststellung von Fox eine Höhe von mindestens 75 Meter, und die darin gegebene Naturkraft dürfte für jeden Bedarf an jener Stelle ausreichen. Jedes Rohr soll einen Durchmesser von 8 Fuß erhalten und eine Turbine nebst der Dynamomaschine von 5000 Pferdestärken treiben. In welcher Spannung der elektrische Strom erzeugt werden wird, ist noch nicht bestimmt, jedoch besteht die Ansicht, daß einer Verteilung des Stromes in einem Umkreis von 500 Kilometer kein Hindernis im Wege stehen werde. Die Victoriafälle haben die doppelte Breite und mehr als doppelte Höhe der Niagarafälle. —

**Humoristisches.**

— Vaterstolz. „Gamm's an Treffer in da Lotterie g'macht, Herr Schmied, weils heunt gar so guat aus'legt san?“  
 „Dös net. Aber heunt mittag hat mir mei Vua de erschte Maß Bier g'holt.“  
 — Heiratsgrund. (Ort der Handlung: Das Spechzimmer eines hohen Verwaltungsbeamten.) „Sie sind laum 22 Jahre alt und wollen schon heiraten; gewiß handelt es sich um eine schöne Wittigst?“  
 „Nein, Herr Vorstand.“  
 „Dann sind Sie wohl sehr verliebt?“  
 „Keineswegs.“  
 „Ja, warum wollen Sie denn dann heiraten?“  
 „Weil ich mir einen achtägigen Urlaub wünsche.“ —  
 — Psychiatrisches (nach Prof. Forel). „Lass'n S' mi lieg'n, Herr Schandarm, und hol'n's d' Sanitäter; i bin geisteskrank! I hab' z' viel Zwetshengeist in mir — hp!“  
 („Jugend.“)

**Notizen.**

— Das Thalia-Theater wird in den nächsten Wochen eine Reihe älterer Berliner Poffen aufführen. Den Anfang wird „Auf eigenen Füßen“ machen; es folgen danach: „Alexander der Große“, „Die Spitzen-Königin“ und „Unruhige Zeiten“.  
 — Lauff ist von seinem Posten als Dramaturg des Wiesbadener Hoftheaters zurückgetreten.  
 — In Bremen wird im Herbst im Tiboli-Theater ein neues Theater, ähnlich dem Deutschen Schauspielhause in Hamburg, eröffnet werden.  
 — Die Operetten-Spielzeit bei Kroll beginnt am 13. Juni mit der neuinstudierten Operette „Giroflé-Girofla“.  
 — Vollhorths Oper „Marienburg“, Text von Axel Delmar, fand bei der Erstaufführung in Wiesbaden freundliche Aufnahme.  
 — In der Berliner Seceffion wird am 4. Mai (5 Uhr nachmittags) Dr. Paul Kraemer eine Führung durch die Ausstellung mit erläuterndem Vortrag veranstalten. —

**Büchereinkauf.**

— Julius Bab: „Freisprüche“. Lyrik. Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler.  
 — Hermann Jaques: „Das süße Gift“. Novellen. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent.  
 — Sitaley: „Spiebruten“. Novellen. München. Dr. J. Marchlewski u. Co.  
 — Alexis Tolstoj: „Zar Iwan der Schreckliche“. Roman. 2. Auflage. Berlin. Franz Wunder. Preis geheftet 4 M., gebunden 5 M.  
 — Die deutsche graphologische Gesellschaft und ihre Publikationen. München. Expedition der Publikationen der deutschen graphologischen Gesellschaft.  
 Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW